

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 20

Artikel: Eine fromme Lüge [Schluss]
Autor: Fröhlich, Hanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kenntnis, die unserem Altmeister in so wundervollem Maße eigen gewesen. Er mag auch ihren Blick gerade auf die prächtigen Typen ihrer eigentlichen Heimatstadt Zürich gelenkt haben. Mit der Kenntnis vertiefte sich ihre Liebe zu diesem Stück Erdboden, zu seinen Menschen, deren Sprache sie sprach und denen sie sich zeitlebens innerlich verbunden fühlte, wenn sie auch schließlich fern von ihnen lebte.

Oesterreich, Wien war ihre dritte Heimat und auch sie hat an ihr geformt und geglättet. War ihre Art im Schweizertum ihrer Jugend gebettet und groß geworden, hatte sie einerseits die etwas strengen, stolzen Züge des Vaters geerbt und dessen glühende Liebe für alles deutsche Wesen neben den liebenden, weichen der Mutter, so war es andererseits die lebensfrohe, geistprühende und formenfreudige Art der Wiener Gesellschaft, welche dem Ganzen die letzten Lichter aufsetzte und aus ihr den Menschen machte, wie ich ihn gekannt.

In Gedanken lebte sie stets bewußt in der Familie — sie hat kein Hehl daraus gemacht —, nie sentimental in ihr aufgehend, immer sich als Glied und nicht als schlechtes Glied in ihr fühlend. Sie liebte es, uns von ihren Eltern zu erzählen, die ihr als Menschen immer ein leuchtendes Vorbild gewesen. Ihnen hat sie getreulich nachgelebt, dem Vater mit den gleichen hell in die Welt blickenden Augen, in unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft bis an ihr Ende, der Mutter, mit der sie noch lange in Wien zusammensein durfte, in Güte und herzlicher Menschenfreundlichkeit. Ich glaube, einen starken Zug hat sie von ihrer Mutter: den immer lebendigen Willen, wohlzutun, andern eine Freundin, eine Helferin, eine Trösterin zu sein. Mochte der andere nun ein armer Student gewesen sein oder ein darbenendes Kind aus dem Otkafrieg oder eine arme Kriegerfrau: immer fanden Menschen, die mit ihrer Bitte, mit einem Schmerz zu ihr kamen, offene Arme, klugen Rat und nicht zuletzt mutige und wirksame Hilfe.

Wien war für sie ein Feld der Anregungen aller Art. Alte Kultur auf Schritt und Tritt, lebendige, gute, feingebildete Menschen rings und jener ganze unwägbare Zauber, der über der Stadt liegt; es war für ihre Art wie geschaffen. Sie hat in Wien Schweres durchgemacht. Die Mutter und der Schwager starben; zuletzt noch die Schwester, mit der sie sich zeitlebens eng verbunden gefühlt hatte. Aber all das Bittere, die vielen inneren Kämpfe, die diese Zeit mit sich brachte, vermochten nicht, sie zu verbittern. Zwar lebte sie nun alleine in ihrem Häuschen draußen in Währing — und doch nicht alleine. Wo Liebe gegangen war, da kam wieder Liebe. Sie war einer von den wenigen gottbegnadeten Menschen, die zeitlebens neben ihrem Grau-Bitternis Liebe in tausendfacher Gestalt empfangen. Sie besaß Freunde, viele und gute Freunde; aber wenn sie sich ihnen auch in herzlicher Zuneigung verbunden fühlte, sie ging nicht auf in den Menschen ihrer Umgebung. Dazu war sie zu stark in sich selbst und in ihrem Heim verwurzelt. Das Haus, an dem Jahrzehnte gebaut und gemodelt, dort gehörte sie hinein, zwischen ihre ehrwürdigen Möbel, zwischen ihre alten Familiensachen, die sie mit tausend Dingen der Vergangenheit verbanden; sie gehörte in ihr gepflegtes Gärtchen auf der Südseite des Hauses, das eine Welt für sich war. Und trotz alledem, wie liebte sie immer noch das Leben außer ihren vier Wänden; an einem schönen Frühlingstag hinauf auf den Kahlenberg und in die buchengesäumten Täler des Wiener Waldes, im Sommer, wenn nicht in die Schweizer Heimat, so doch wenigstens in die Berge Steiermarks oder Oberösterreichs, im Herbst, wenn die milde Wiener Sonne noch einmal diese ewig junge und ewig lebensschöne Stadt aufleuchten läßt, hinunter in den Prater und in die Lobau oder hinaus an die Stadtgrenze zum „Heurigen“ oder nach dem schönen Kloster Neuberg, von dessen Terrasse man weit ins Marchfeld hinausguckt, und im Winter der Vertehr mit lieben Fremden und der Genuß von Theater und

Musik. Dazwischen schoben sich Reisen ins deutsche Land, nach München, nach Bayreuth, nach Weimar oder hinunter an die Adria. Sie gehörte nicht zu denen, die leicht hin eine Reise machen. Darin war sie durchaus unmodern im besten Sinne des Wortes. Jede Reise wurde ihr zum Ereignis, die Menschen, denen sie begegnete, die Stätten, die ihr tausenderlei Dinge erzählten, alles Eindrücke, die tausendfach verarbeitet wurden und die bei irgendwelchen Gelegenheiten als anmutige literarische Erzählung oder als fesselnde Schilderung im Kreise der Freunde wiederkehrten. All das zieht sich wie ein buntgewobenes Band durch ein arbeitsegnetes Leben.

Zu ihrer Heimat hat sie immer rege Beziehungen gepflegt. Wie freute sie sich schon, wenn sie nur ihr liebes Schweizerdeutsch reden konnte, wie sehnte sie sich zeitlebens nach jener urwüchsigen Schweizerart trotz all ihrer Liebe zu Oesterreich. Sie stand viel in brieflicher Verbindung mit der Schweiz, und daß sie die seelische und geistige immer und immer gepflegt, dafür ist der schönste Beweis ihr Werk und ihr Verhältnis zu ihrer Stadt Zürich; ja ihrer Stadt; denn dort fühlte sie sich daheim, und die Stadt hat ihr innerstes Sehnen genährt, als sie ihr das Ehrenbürgerrecht verlieh. Ihr großer Wunsch in diesen letzten Jahren war, die Schweiz noch einmal zu sehen, noch einmal die Stätten zu besuchen, die sie als Kind erlebt; der Krieg hat ihre Pläne nicht zur Ausführung kommen lassen. Er fesselte sie an Wien; und dort fand sie alles, was sie noch brauchte, Arbeit und Menschen, denen sie helfen konnte. Und wahrlich, sie hat es getan wie wenige. Ein ganzer Mensch ist mit ihr aus unserer Mitte gegangen.

Bern, Ostern 1916.

H. Berlepsiç-Balendas, jr.

Eine fromme Lüge.

Eine wahre Geschichte von Hanna Fröhlich. 3.

Es war tatsächlich so, Margrit war an der Grenze angekommen, länger vermochte sie sich nicht aufrecht zu halten, armes Ding! Unbemerkt schlich sie sich hinauf in ihr Giebelstübchen, warf sich dort vor ihrem Bett auf die Knie und ließ den lang verhaltenen Tränen freien Lauf.

„Lieber Gott, soll denn diese Qual nimmer enden? Muß ich mir tagtäglich die Wunde wieder aufreißen lassen, muß stillhalten dazu, während alles in mir schreit nach ihm, den ich so lieb gehabt! — Nein, länger ertrag ich es nicht, ich will der blinden Mutter alles sagen, will ihr gestehen, daß mein Herz ihm gehörte, dann können wir wenigstens zusammen weinen um den Geschiedenen und diese unwürdige Komödie hat ein Ende. So wie heute, das kann niemand von mir verlangen, es geht über meine Kraft!“

Doch als sie sich ausgeweint und ruhiger geworden, da schämte sie sich ihrer selbstischen Gefühle. Wie furchtbar mußte erst die arme Blinde leiden unter der Gewißheit, daß ihr Einziger niemehr wiederkehren würde, denn so lange der Mensch noch hoffen kann, lebt sich's sogar unter stetem Druck verhältnismäßig leicht. Einmal mußte ja der Tag kommen, wo sie das Furchtbare inne ward — wenn die andern heimkehrten und nur Walter nicht mit dazwischen war — aber dann trug nicht sie die Schuld, wenn der Mutter das Schwert durch die Brust gestoßen ward . . .

Es war wenige Tage nach dem geschilderten Auftritt.

„Margrit, hast Du nicht gesehn,“ meldete voll Wichtigkeit ihre kleine Schwester, „vorhin ist ein Feldgrauer in Mutter Gruners Haus gegangen, zwei Krüden hatte er, ich sah es deutlich, was der wollen mag von ihr?“

Großer Gott! Das Herz drohte Margrit stille zu stehn. Das konnte nur einer von Walters Kameraden sein, der würde nun erzählen, ahnungslos, und der Schreck würde die Arme töten! Da gab es nur eines, sie mußte dem zuvorkommen, wenn es noch möglich war.

Gleich einer Verzweifelten stürzte sie die Treppe hinunter, immer drei Tritte auf einmal nehmend. Wie sie vor Mutter Gruners Stube gekommen, sie wußte es nachher selbst nicht. Schon sprachen sie miteinander da drinnen. Atemlos stieß sie die Türe auf: „Noch nicht sprechen! — ich will erz“ Dann verstummte sie jäh, die Zunge versagte ihren Dienst, als ob sie zu Stein geworden, so stand sie dort, nur die Augen lebten und hingen starr an dem Feldgrauen. Und dann kam es mühsam gurgelnd heraus:

„Walter, Du lebst noch?“

„Ei freilich, Margrit, wie Du siehst! Also ist das Märchen, daß ich gefallen sei, sogar bis zu Euch gedrungen — was muß die arme Mutter gelitten haben! Aber Mädchen, was ist Dir denn? Du siehst ja zum Erbarmen elend aus, komm, setze Dich her zu mir.“

Bereitwillig machte er neben sich auf dem Sofa Platz und nun sah sie mit Schauern, daß ihr Schwesterchen sich nicht getäuscht, Krüden hatte er und — Gott im Himmel! — nur noch ein Bein brachte er mit aus dem Krieg!

Jetzt war die Reihe zu fragen an der Blinden:

„Was sagst Du, höre ich recht, gefallen? Du galtest für tot, mein Sohn! Davon erfahre ich jetzt das erste Wort. Wie ist das nur möglich gewesen? Ich bitte Dich, erzähle!“ So klang es aufgeregt vom Lehnstuhl im Fensterwinkel.

„Ach, Mutter, da gibst's nicht viel zu erzählen — Krieg ist Krieg! Hunderte gibt es täglich, denen es ähnlich ergeht. Wir mußten übers offene Feld laufen, es galt das Leben! Da sah mich mein liebster Kamerad hinschlagen auf die Erde, hatte aber keine Zeit, nach mir zu schauen. Der meldete es dem Feldwebel: „Der arme Gruner ist gefallen, ich sah ihn nach vorn stürzen, hat jedenfalls einen Schuß ins Herz bekommen, mit dem ist's vorbei.“ Der Feldwebel meldete es natürlich weiter, zum Rapport, und so entstand die Nachricht von meinem Tode. Bis die Sanitätsmannschaft kam und mich ins Lazarett brachte, waren die Anfern längst weit weg und erfuhren nicht, daß ich noch lebe. Bis man mir dann im Lazarett das Bein abgenommen und mich notdürftig zusammengeslickt hatte, so wie ich hier bin, darüber waren viele Wochen vergangen und ich hoffte nur immer, jene Alarmnachricht sei nicht bis zu Euch gedrungen. Lieber als davon schreiben, wollte ich selbst kommen und Mutter machte vorbereiten, daß ich nicht mehr heimkehre, wie ich ausgezogen, auf zwei gelunden Füßen! Und nun ist doch alles anders gekommen — nur das Eine erkläre mir, Mutter, wie war es möglich, daß Margrit alles wußte, Du aber nicht?“

„Wie das möglich war? Dafür gibt es nur eine Erklärung: Margrit ist und bleibt mein guter Engel! Wenn Du wüßtest, welche Proben aufopfernder Selbstverleugnung sie mir gegenüber abgelegt, alle die Monate, Du würdest Dich nicht wundern, daß sie es fertig gebracht, die Nachricht Deines Todes mir so gut zu verbergen, daß auch nicht ein Ton zu mir drang. Ich blieb völlig ahnungslos! Nur das werde ich jetzt richtig inne, wie furchtbar ich sie unwissentlich qualte. Wie rührend tapfer schrieb sie immer wieder meine diktierten Briefe nieder, ohne sich ein einziges Mal zu verraten. Ja, denke Dir, das Kind ging so weit, mir Deine Briefe vorzulesen, die Du folglich nie geschrieben! Und so gut wußte sie den Ton zu treffen, daß nie ein Verdacht in mir aufstieg. Armes Mädchen! Welch eine ungeheure Last hat man Dir aufgebürdet und wie werde ich Dir jemals vergelten können!“

In der Brust des bedauernswerten Jünglings krampfte sich etwas zusammen, wenn ihr Herz dabei beteiligt gewesen, anders als nur durch das Mitleid mit der Blinden, sie hätte es wahrlich nicht vermocht.

An seiner Seite hob Margrit das ob all dem Lob erglühete Köpfe:

„Du mußt nicht alles glauben, Walter, Deine Mutter übertreibt — und tut man nicht freudig alles, was aus Liebe geschieht? Ich wollte doch der Armen so lang als

möglich die Hoffnung erhalten auf Deine Heimkehr. Das war ja ihre einzige Freude.“

Walter stand auf — noch unbehilflich zwar — und ließ sich nieder auf sein Knie vor dem Lehnstuhl der Blinden, den Kopf dabei im Schoße der Mutter bergend. Als wär' es noch ihr kleiner Junge, so lieb strich sie ihm übers Haar:

„Was ist Dir, Bub, Du zitterst ja, ich glaube gar Du weinst? Armer Kerl, es hat Dich hart mitgenommen, bist noch zu schwach nach all den ausgestandenen Leiden. — Wie konnten wir das vergessen!“

„Ach, Mutter, das ist es nicht! Aber ich habe jetzt einen Einblick erhalten, an welch goldenem Herzen ich vorüberschritt, da es noch Zeit war — recht wie ein blinder Tor. Nun ich ein Krüppel bin, nun ist es zu spät, gutzumachen, was ich an mir selbst gefrevelt.“

Sichtbar ging ein stummes Schluchzen durch seinen Körper.

„Sei ruhig, mein Kind, Margrit wird uns auch ferner ihre warme Liebe nicht entziehen — wohl begrabe ich mit blutendem Herzen den Traum, einst noch Enkelkinder um mich zu haben, doch was hilft's, mit dem Schicksal zu hadern! Vor dem großen Glück, daß Du noch lebst, tritt ja doch alles andere in den Hintergrund. Und nun wollen wir zusammen bitten, Margrit möge auch Dir eine liebende Schwester sein, wie sie mir eine Tochter ist. Krüppel und Blinde, wer wäre der Liebe bedürftiger als sie!“

Vom Sofa her klang ihre Stimme so ruhig und bestimmt, wie Margrit immer sprach:

„Nein, Mutter, das vermag ich nicht.“

Als ob sie die Sprecherin zu sehen vermöchte, so überrascht drehte die Blinde den Kopf nach ihr hin, während der unglückliche junge Krieger den seinen noch tiefer ein-grub in der Mutter Schoß, aufseufzend: „Siehst Du nun! Ich wußte es wohl.“

Ein schalkhaftes Lächeln umschwebte unterdessen den süßen Mund Margrits, doch von jenen beiden sah es keines.

„Seit ich denken kann, Walter, warst Du mir lieb, lieber sogar als meine Geschwister. Als allmählich mein Mädchenherz erwachte und bewußter zu träumen begann, da war es mein Lieblingstraum: Wenn wir doch immer beisammen sein könnten, immer, das ganze Leben! Geduldig wartete ich — nichts zeigte, daß Du für mich ähnlich empfindest, also Grund genug, meine Liebe immer fester unter Verschuß zu halten, denn so sehr ich Dich liebte, Stolz war auch dabei.“

Doch als Du dann fortzogst, hinaus in den Krieg, und für mich keinen andern Abschied hattest als gälte es, einem guten Kameraden Lebewohl zu sagen, da ward mir, als würde mein Herz stückweise herausgerissen. Aber durfte ich mich dem Schmerz ergeben, war nicht Deine Mutter noch viel, viel unglücklicher als ich? Deshalb bin ich auch aufrecht geblieben, selbst als die Nachricht eintraf, Du seist gefallen. Sie brauchte mich und ich hatte Dir ja mein Wort verpfändet. Wenn Ihr nun beide mich nötig habt — ich bin da! Nur kann ich Dir weder Schwester noch Freundin werden, Walter — Dein treues Weib will ich sein.“

Längst hatte der Krüppel sich erhoben und starrte sie an — ungläubig —, die ihm die frischen Lippen zum Kusse bot.

„Ein Engel bist Du, Mädchen! Zuvor aber schwöre, daß es nicht Mitleid ist, welches Dich so handeln heißt; dann will ich Dich hüten als mein teuerstes Gut mein Leben lang.“

„Ich schwöre,“ sagte Margrit mit glücklich aufleuchtendem Blick. Da erst schloß er sie in seine Arme.

Aus den erloschenen Augen der Blinden tropfte es heiß: „Nun hat unser Herrgott doch ein Wunder geschehen lassen am Tage Deiner Heimkehr: er schenkte mir statt einem Kinde deren zwei.“

— Ende. —